

A. M. J. M. Herman van de Spijker Normal jenseits der Normen*

Kaum ein Gebiet der Anthropologie und Ethik ist gegenwärtig so problembelastet wie das der Sexualität. Auf der einen Seite wirken noch zahlreiche Tabus, Vorurteile und kasuistische Einengungen nach, auf der anderen Seite wird mit der Sexualität der Mensch als Ware feilgeboten, verdinglicht und verkauft. Ein besonders heikles und brennendes Problem ist dabei sicher das der gleichgeschlechtlichen Zuneigung. Der folgende Beitrag versucht, auf dem Hintergrund von Erkenntnissen der verschiedenen anthropologischen Wissenschaften hier einen Weg zu weisen, der dem Geist Jesu Christi und seiner Verkündigung des Reiches Gottes entspricht, das jedem Menschen die Chance bietet, sich selbst zu finden. Auch wenn man zu Einzelaussagen noch Fragen und Bedenken anmelden mag, so dürfte die „menschfreundliche“ Grundlinie doch richtig sein und sollte möglichst bald in das pastorale Wirken der Kirche gegenüber dieser Minderheit von Menschen übernommen werden. red

„Seine Normen soll man für die wenigen Augenblicke im Leben aufsparen, in denen es auf Normen ankommt. Für das meiste genügt ein wenig Menschenfreundlichkeit“

(nach Albert Camus).

„Die meisten Männer können Frauen lieben, aber selbst dann nicht alle Frauen. Ich fühle mich zu Männern hingezogen. Warum sollte ich mich deswegen schämen?“¹ Diese Roman-aussage ist für den homotropen Menschen die Lebensfrage schlechthin! Warum soll man sich als Mann, der zum Mann hinneigt, als Frau, die nur bei einer Frau das Lebensglück zu finden glaubt, schämen? Diese Frage wird überall gestellt, nicht zuletzt im pastoralen Gespräch.

In seinem Buch „In den Schuhen des Fischers“ läßt Morris L. West Papst Kyrrill entgegen: „Sie sollten sich deswegen nicht

schämen.“ Eine solche „päpstliche“ Antwort mag – freilich zu Unrecht – vielen Menschen, besonders jenen Theologen, die bloß ihre moraltheologischen Handbücher fleißig studiert haben, als normwidrig erscheinen. Dieses Unrecht hervorzuheben und gleichzeitig Perspektiven für eine gerechte und den homotropen Menschen dienende pastorale Hilfe zu bieten, soll Aufgabe dieses Beitrages sein.

Eine Lebenswirklichkeit

Die gleichgeschlechtliche Zuneigung oder Homotropie ist eine Lebenswirklichkeit. Immer wieder trifft man erwachsene Menschen, die offen gestehen, daß sie zum gleichen Geschlecht hinneigen. Sie waren sich dessen anfänglich nicht bewußt, und gelegentlich wollten sie es nicht wahrhaben. Sie haben anderen und noch mehr sich selbst etwas vorzumachen versucht, bis es nicht mehr möglich war.

Kriterien für Homotropie

Vor der Pubertät ist die Homotropie nicht erkennbar, auch während der Pubertät wohl kaum. Erst im Erwachsenenalter ist allmählich festzustellen, ob man überwiegend und für das ganze Leben homotrop ist. Diese Diagnose ist nicht möglich auf Grund homoerotischer Gefühle und homosexueller Handlungen bei und zwischen Jugendlichen oder sogar bei und zwischen Erwachsenen. Dieser Kurzschluß, von homosexuellen Handlungen auf Homotropie als Grundhaltung zu schließen, wird allzuoft gemacht – nicht zuletzt im Beichtgespräch. Die Homotropie läßt sich nur anhand dreier Kriterien feststellen: 1. an einem dauerhaften und ständigen Zustand, der sich in den verschiedensten Lebenssituationen durchsetzt; 2. an auf gleichgeschlechtliche Personen ausgerichteten Phantasien beim Onanieren und 3. vor allem an Traum-inhalten bei nächtlichen Pollutionen².

Die Homotropie kennt sowohl beim Einzelmenschen als auch im individuellen Lebenslauf viele Intensitäts- und Extensitätsnuancierungen. Die Komplexität dieses Phänomens, die Unsicherheit und Unschärfe in

* K. J. H. K. gewidmet

¹ M. L. West, In den Schuhen des Fischers. Übersetzt von U. von Wilse, München 1964, 368.

² Vgl. A. M. J. M. Herman van de Spijker, Homotropie. Menschlichkeit als Rechtfertigung. Überlegungen zur gleichgeschlechtlichen Zuneigung, München 1972, 67–72.

der sexuellen Anziehung überhaupt, die nicht übersehbare Bitropie und gelegentliche Bisexualität, die in jedem Mann und in jeder Frau naturgemäß durchbrechen können, und nicht zuletzt die gesellschaftlichen Normen: – „so (d. h. heterotrop) soll man sein, soll man fühlen, denken, sehnen und leben“ – erschweren die Selbstfindung und die Selbstbejahung vieler homotrop empfindenden Menschen.

Homotropie als statistische Abnormität

Soziographische Untersuchungen haben aufgewiesen, daß der Prozentsatz jener Menschen, die exklusiv oder überwiegend zum gleichen Geschlecht hinneigen, zwischen vier und fünf liegt. Die Homotropie ist also nach der statistischen Norm, die Normalität und Häufigkeit identifiziert, als Abnormität zu betrachten³. Der homotrope Mensch ist laut Zahlenstatistik, die freilich die vielen homotropoiden Lebensmöglichkeiten und Lebensweisen der menschlichen Existenz nicht empirisch und exakt festlegen kann, anomal. Seine Lebensweise wirkt normwidrig.

Diese Feststellung gibt allerdings bloß einen quantitativen Tatbestand an. Sie sagt etwas aus über das tatsächliche Sein, aber überhaupt nichts über das Sein-Müssen oder über das Nicht-Sein-Dürfen. Es geht also bei der statistischen Norm nicht um qualitative Aussagen. Die statistische Norm berechtigt die Mehrheit weder zu Verehrung noch zu Verachtung der Minderheit. Sie gibt der Minderheit keinen Grund, mit Minderwertigkeitsgefühlen oder mit Stolz auf ihr Anders-Sein zu reagieren. Niederländische Untersuchungen haben aber erwiesen, daß der Prozeß der Bewußtwerdung der Homotropie und der Annahme der Erkenntnis, als homotroper Mensch leben zu müssen, für 95 Prozent der Befragten problematisch verlaufen ist. Man könnte die entstandenen Schwierigkeiten und Probleme bei der Selbstdeckung und bei den Bemühungen zur Selbstbejahung stichwortartig folgendermaßen umschreiben: 43 Prozent befürchten, von der Gesellschaft abgewiesen zu werden; 16 Prozent fühlen sich durch die Einsamkeit und die Isolation, die

mit der Homotropie in unserem Kulturraum heute zusammenhängen, bedroht; bei 6 Prozent treten durch das Bewußtsein, anders zu sein, starke Unsicherheitsgefühle auf; 14 Prozent sind peinlich betroffen, weil sie den geschlechtlichen Normen der Gesellschaft nicht entsprechen (können); 18 Prozent ächten sich selber und leiden unter dem Druck, einer Minderheitsgruppe anzugehören; 12 Prozent ringen mit der Problematik, wie, wann, mit wem und wo sie ihre Homotropie aktualisieren und leben können.

Unberechtigte Angst vor dem Anders-Sein

Gerade durch das Wissen um ihr Anders-Sein treten bei fast allen Homotropen (bei 95 Prozent der Befragten) starke Unsicherheits- und Unlustgefühle hervor: man fühlt sich bedrängt und empfindet sein Anders-Sein, seine Homotropie, vielfach als beschämend⁴. Die Gesellschaft, der Staat und die Kirchen sollten zwar allen Menschen, die aus irgendwelchem Grund zahlenmäßig einer Minderheitsgruppe angehören, klar machen (können), daß sie sich deshalb nicht zu schämen brauchen. Wo immer aber von Homotropie die Rede war oder die gleichgeschlechtliche Zuneigung gelebt wurde, bediente sich die Gesellschaft aller Zeiten und Länder einer Reaktion der Homophobie. Die Gesellschaft identifiziert sich stets und überall mit der Mehrheit. Die so entstandene Homophobie sollte man dann freilich situationsgemäß als Furcht, Haß, Verketzerung, falsche Anteilnahme, Mitleid, repressive Toleranz, Tabuisierung, heitere Gelassenheit, strafrechtliche Verfolgung, Diskriminierung oder als Erpressung zum Einzelgängertum interpretieren.

Außenseiter, weil eine Minderheit

Obwohl sich die gesellschaftlichen Bewertungen eines Phänomens wie das der gleichgeschlechtlichen Zuneigung und ihrer verschiedensten Äußerungen ändern, hat man in unserem Kulturraum noch immer große Schwierigkeiten, die Homotropie sachgerecht zu deuten, zu bewerten und die homotropen Menschen so anzuerkennen, wie sie anerkannt werden wollen und anerkannt werden sollten: nicht weil sie so sind, sicherlich nicht

³ Vgl. ders., Die gleichgeschlechtliche Zuneigung. Homotropie – Homosexualität, Homoerotik, Homophilie – und die katholische Moraltheologie, Olten 1968, 194–196.

⁴ Vgl. ders., Homotropie – Homophobie, menschliche Wirklichkeit – kirchliche Stellungnahme. In: A. Gross – St. H. Pfürtner (Hrsg.), Sexualität und Gewissen, Mainz 1973, S. 81–104.

obwohl sie so sind, aber einfach so, wie sie sind: homotrop. Aber auch wenn die Bereitschaft wächst, diese Menschen anzunehmen, werden die homotropen Menschen doch Außenseiter bleiben, und zwar schon deshalb, weil sie zu einer Minderheit gehören. Dieser Tatbestand kann nur von starken Persönlichkeiten ohne Leid ertragen werden. Es ist daher nur zu menschlich und selbstverständlich, daß die homotropen Menschen wie die anderen sein möchten, wie die Mehrheit, um von den Normalen, den Ordentlichen und Gewöhnlichen nicht ausgeschlossen zu sein. Andererseits läuft die Mehrheit immer und überall Gefahr, die Minderheiten – unbeschadet ihrer menschlichen Qualitäten – abzulehnen. Sie fühlt sich leicht durch die Andersartigkeit des anderen in Frage gestellt, angefochten, angegriffen – und reagiert mit Abwehr, Ablehnung, Phobie. Nur in eine gesunde Gesellschaft, nur in eine menschlich nicht verkümmerte Gemeinschaft kann der statistisch Abnorme seinsgerecht integriert werden. Erst auf diesem Hintergrund kann auch die Frage nach der idealen Norm einigermassen richtig gestellt werden⁵.

Homotropie – auch eine ontologische Abnormität?

Die ideale Norm definiert einen Zustand der Vollkommenheit, dessen Erreichung manchmal – aber nicht immer – als möglich, stets aber als objektiv wünschenswert zu betrachten ist. Bezogen auf die menschliche Existenz kommt der idealen Norm immer ein Anforderungscharakter zu. Die ideale Norm ruft den Menschen auf zur Verwirklichung des idealen Zustandes, auch wenn dieser oder jener Mensch diesen idealen Zustand nicht erreichen kann, ja auch wenn dieser Zustand einem Menschen nicht wünschenswert erscheint. Die ideale Norm macht es möglich, eine Wertskala aufzustellen, die objektiv im Sein und nicht im subjektiven Empfinden ihre Begründung hat.

Die ideale Norm?

Was ist aber die ideale Norm, mit der wir Homotropie und Heterotropie bewerten können? Wo findet man sie? Welche sind die Kriterien dafür? Unsere Zeit ist – vielleicht stärker als frühere Epochen – einer Schwan-

kung in der Bewertung früherer Denkweisen ausgesetzt. Das Verhalten des Menschen und seine Verhaltensnormen ändern sich. Es läßt sich deshalb auch nicht bestreiten, daß der heutige Mensch jenen Theorien und Normen, mit denen man früher Homotropie und Heterotropie zu bewerten versuchte, keinen großen Beifall mehr zollt.

Die Geschichte lehrt, daß die Zeugung vorrangigste Aufgabe eines Volkes war, das um seinen Bestand ringen mußte; sie ist auch in einer Welt, die man gelegentlich überfüllt nennt, schlechthin notwendig. Daher wird die Homotropie – freilich in schwankendem Maße – immer ein Randphänomen bleiben und kann nicht Ideal einer Gesellschaft sein. Andererseits sind Zeugung, Empfängnis und Geburt von Kindern kein menschliches Grundbedürfnis in dem Sinne, daß ihr Ausfall die Persönlichkeitsentwicklung schädigen müßte⁶. Für viele Menschen – nicht nur in der Ehe – ist die Geschlechtlichkeit eine Mitermöglichung personaler Entfaltung und interpersonaler Begegnung. Aus diesem Grund werden heute z. B. auch voreheliche und außereheliche Beziehungen in einem anderen Licht gesehen, und es wird die Behauptung der Moralprediger, Homotropie sei die Folge einer generellen Sittenverwilderung, in Frage gestellt.

Die Entstehung der Homotropie

Auch wenn wir die Entstehung der Homotropie noch nicht kennen, so wird doch von den verschiedensten Wissenschaften nachgewiesen, daß Homotropie weder durch angestrebte Perversion der Heterotropie noch durch Verführung entsteht. Sie ist also nicht automatisch eine Frucht der Sittenlosigkeit oder ein Zeichen der Schamlosigkeit⁷.

Die gleichgeschlechtliche Zuneigung läßt sich (wie auch die Heterotropie) nur aus einer

⁶ Vgl. F. W. Menne, *Kirchliche Sexualethik gegen gesellschaftliche Realität*, München 1971, 102.

⁷ Diese hier kritisierte Auffassung wird immer wieder von kirchlichen Behörden vertreten. So der österreichische Episkopat: „Homosexualität ist an sich sittenwidrig“, in: *Wiener Diözesanblatt* 109 (1971) Heft 8, Nr. 144. So der deutsche Episkopat: „... Homotropie als Zeichen der allgemeinen Erlösungsbedürftigkeit des Menschen“, in: *Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität*, Synode 7 (1973) 15. So der niederländische Bischof J. M. Gijsen: „Homosexualität ist schamlos und egoistisch.“ In: *Informatiebulletin van het bisdom Roermond* 2 (1974) Nr. 6–7, S. 8. Die Auswirkung solcher „kirchlichen“ Stellungnahmen ist verheerend. Vielen homotropen Menschen wird damit jeder Mut genommen, überhaupt noch etwas von den Kirchen und vom Christentum zu erwarten.

⁵ Vgl. Anm. 3, 196–211.

Reihe vielfältiger, einander ergänzender Ursachen erklären. Nicht selten beinhaltet die Frage nach den Entstehungsursachen der Homotropie schon eine bewertende Stellungnahme. Obwohl weder die Biologie noch die Psychoanalyse und der Behaviorismus Entstehung und Entwicklung der Heterotropie hinreichend aufgeklärt haben, wird die Frage nach der Entstehung der Homotropie so gestellt, als ob diese auf jeden Fall eine Abart, eine Deviante der Natur sein müsse und nicht eine ihrer Variationen sein könne⁸.

Konstitution, Situation und freie Stellungnahme sind Voraussetzungen der menschlichen Existenz schlechthin. Sie prägen ebenfalls die Entstehung der Homotropie, die wie die Heterotropie angeboren, angetragen und angenommen sein kann und oft auch ist.

Homotropie und Therapie

Mit der wachsenden Erkenntnis über die Ursachen hat man versucht, eine Therapie zu finden, die dann meistens im Sinne einer Umwandlung der Homotropie in Heterotropie verstanden wird. Solche Therapien – die medizinischen sind noch aussichtsloser als die psychotherapeutischen – sind sehr umstritten. Dies mag mit der Tatsache zusammenhängen, daß kein allgemein akzeptierter Begriff von Homotropie vorliegt. Da in der Homotropie starke Nuancierungen möglich und die ätiologischen Komponenten in Struktur und Stärke bei jedem einzelnen sehr unterschiedlich sind, kann man nicht – wie es homotrope Menschen fast allgemein tun – von vornherein für jeden Homotropen die Möglichkeit einer Umstellung von Homotropie auf Heterotropie ausschließen. Es ist aber die Frage zu stellen, ob und wie man bei solchen Versuchen dem betreffenden homotropen Menschen auf mitmenschliche und wissenschaftlich verantwortliche Weise hilft und dient⁹.

Homotropie und Theologie

Wenn nun aber diese Frage von Biologie, Psychologie oder Soziologie nicht ausreichend beantwortet werden kann, müssen wir die Anthropologie und die Offenbarung befragen,

ob sie uns die ideale Norm – ontologisch und moraltheologisch – bieten können.

Was sagt die Bibel zur Homotropie?

Im Gegensatz zu der postivistischen Bibelzitation und den dogmatischen Axiomen der meisten moraltheologischen Handbücher ergibt eine nuancierte Exegese der einschlägigen Bibelstellen folgendes:

1. Das Phänomen der Homotropie wird in der Bibel nirgends erwähnt. Es gibt keine einzige Bibelstelle, die homosexuelle Handlungen homotroper Menschen abweist¹⁰.

2. Sogar die Frage, inwiefern die meistens angeführten Texte homosexuelle Handlungen heterotroper Menschen verurteilen, steht noch offen.

3. Das biblische Menschenbild spricht von der Schöpfung des Menschen als Mann und Frau. Die Schöpfungsgeschichte kann aber, weil es ein zeitgebundenes, sozio-kulturell bedingtes Dokument ist, nicht gegen die Homotropie und ihre Aktualisierungsformen verwendet werden¹¹.

4. Man soll der biblischen Schöpfungsgeschichte keine größere Bedeutung zumessen als sie hat. Nicht alles ist dort auf die Beziehung Mann-Frau zurückzuführen. Es handelt sich dabei ebenfalls um die Unterscheidung und Beziehung Mensch-Mensch. 5. Außerbiblische Schöpfungsgeschichten, wie zum Beispiel das Gilgameschepos, erhärten unsere Vorsicht. In diesem babylonischen Heldengedicht heißt es ebenfalls, daß es für den Menschen nicht gut sei, allein zu sein. Darum wird dem Gilgamesch ein Freund, Enkidu, der ihm gleichwürdig ist, gegeben¹².

Man sollte also die geschlechtlich differenzierte Partnerschaft aus dem Buche Genesis nicht übertreiben¹³. Bei einer solchen Einseitigkeit droht jede außerhalb dieses Mann-Frau-Verhältnisses gelebte Mitmenschlichkeit unter das Verdikt der problematisierten Humanität oder sogar der Inhumanität zu geraten¹⁴. Eine biblische Theologie und eine

¹⁰ Vgl. Anm. 3, 55–96.

¹¹ Vgl. Anm. 4, 96–97.

¹² Vgl. A. M. J. M. Herman van de Spijker, Homotropie und Christentum. Referat, gehalten auf der Boldern-Tagung, 26.–27. I. 1974, in Männedorf/CH., noch nicht veröffentlichtes Manuskript.

¹³ Vgl. die Kontroverse, die K. Barth, Kirchliche Dogmatik III/1, S. 217, aufgelöst hat und dessen Meinung von A. Dekker, *Homines bonae voluntatis*, Zürich 1969, widerlegt worden ist.

¹⁴ Vgl. A. Dekker, a. a. O. 75–76.

⁸ Vgl. Anm. 2, 15–17.

⁹ Vgl. Anm. 4, 92–93.

von Christus inspirierte Lebenseinstellung haben die Aufgabe, den Menschen zu suchen. In diesem Suchen wurde Gott Mensch. Durch dieses Suchen entgeht der Mensch der Gefahr der Entmenschlichung¹⁵.

Das Reich Gottes, von dem Jesus in seiner Frohbotschaft spricht und in seinen Begegnungen mit Menschen Zeugnis ablegt, bietet jedem Menschen Platz und Lebensraum und gibt ihm die Chance, zu sich selbst zu finden; und das gerade in der Konfrontation mit den anderen, die anders sind. Dieses Verhalten Christi muß in der pastoralen Verkündigung immer wieder als für den in der Nachfolge Christi stehenden Menschen verpflichtend hingestellt werden. Anderswo haben wir zudem auf die Unsachlichkeit jener doktrinären Vorurteile hingewiesen, die sich in falscher Weise auf die contra-naturam-Lehre eines Thomas von Aquin berufen¹⁶. Man muß also zur Folgerung kommen: Wir haben für die Behauptung, die Heterotropie sei ontisch gesehen für jeden einzelnen der ideale Zustand, keine andere Norm als die eigene Grunderfahrung, die eigene (bisweilen schwankende und wandelbare) Grundneigung. Auch das sogenannte „gesunde Volksempfinden“ der Mehrheit geht davon aus; es steht aber im vollkommenen Widerspruch zu dem – doch ebenfalls ernst zu nehmenden – Selbstempfinden homotroper Menschen, die homotrop sind und ihre gleichgeschlechtliche Zuneigung sexuell und erotisch mit gleichgeschlechtlichen Personen und Partnern leben möchten¹⁷. Für diese Menschen sind homosexuelle und homoerotische Äußerungen „natürlich“, wie auch Thomas (wenngleich aus anderen Gründen) schon zugab¹⁸. Daß homosexuelle und homoerotische Erfahrungen weniger widernatürlich sind, als gewöhnlich behauptet wird, können auch die vielen heterotropen Männer und Frauen bestätigen, die im Laufe ihres Lebens solche Erlebnisse hatten. Offenbar können homosexuelle und homoerotische Handlungen ebenfalls der menschlichen Natur entspringen.

Homotropie und ethische Normen

Im Grunde sind alle Fragen nach der Ent-

stehung der Homotropie oder nach dem Vergleich zwischen Homotropie und Heterotropie menschlich und mitmenschlich und damit auch pastoraltheologisch uninteressant. Entscheidend ist die menschliche Wirklichkeit und ihre Bewältigung. Es gibt nun einmal homotrope Menschen. Unter ihnen sehen die einen nicht ein, warum sie heterotrop sein sollten, die anderen werden nicht heterotrop, obwohl sie es aus irgendwelchen personengebundenen oder gesellschaftsbedingten Gründen sein möchten. Hauptfrage ist und bleibt: Wie können homotrope Menschen ihr Leben meistern, ihrer gleichgeschlechtlichen Zuneigung eine gute Richtung geben? Und hier gibt es Normen! Für Männer, die Freunde suchen, für Frauen, die von Frauen beglückt werden möchten, gelten die gleichen Normen wie für die Mehrzahl der heterotropen Menschen. Die Norm heißt: Menschenfreundlichkeit, Liebe und Partnerschaft. „Sie sollten sich deswegen nicht schämen.“ „Es sei denn, ihre Liebe wird zerstörerisch“, so heißt es aus dem Munde einer päpstlichen Romanfigur.

Einengung der Lebenschancen?

Vergleicht man Homotropie mit Heterotropie, dann scheint soziologisch, psychologisch und anthropologisch Homotropie eine Einengung der Lebenschancen, eine zusätzliche Belastung, ein Existenzmanko zu sein. Dieser Vergleich ist aber in hohem Maße wirklichkeitsfremd. Es geht ja vielmehr darum, jeden einzelnen Menschen, den homotropen wie den heterotropen, in seinem Eigen-Sein und in seinem individuellen Eigenwert zu sehen. Auch der heterotrope Mensch bleibt öfters weit zurück hinter dem, was ihm von der Polarität seiner Heterotropie möglich wäre. Die Reife eines Menschen ist nie etwas Totales, sondern sie aktualisiert sich immer in Schichten und verschiedenartig in den Dimensionen des Mensch-Seins. Die volle Verwirklichung einer Dimension geschieht oft durch Beschränkung einer anderen. Der Begriff Reife ist relativ und nicht auszuloten, weil jeder Mensch einmalig ist. Jeder Mensch wird sich in der Freiheit seiner Wahl mit einer nur fragmentarischen Selbstverwirklichung abfinden müssen. Dies gehört zur „condition humaine“, wie es eben-

¹⁵ Vgl. Anm. 2, 9.

¹⁶ Vgl. Anm. 3, 105–112.

¹⁷ Vgl. ebd. 163–166.

¹⁸ Vgl. ebd. 110 und Anm. 4, 91, 96.

falls dem Mensch-Sein entspricht, daß man durch konstitutionelle und situationsbedingte Komponenten schon in der Wahl beeinflusst wird, ja sogar eingeschränkt ist. Hier sehen jene Psychotherapie und jene Pastoraltheologie, die dem homotropen Menschen beim Akzeptieren seiner faktischen Natur zu helfen versuchen, durchaus richtig. Man ist dabei allerdings weit entfernt von jener „Anthropologie“, die im voraus schon weiß, was der Mensch sein soll, anstatt zu fragen, wer und was er ist.

Selbstbejahung als Dienst am Menschen

Der Mensch, homotrop oder heterotrop, der weiß, wer er ist, hat sich selbst zu akzeptieren. So allein kann er sich – teilweise rudimentär, teilweise evolvierend – entwickeln. Allmählich dürfte er dann zur Einsicht kommen, daß die beiden Aspekte einander bedingen und sowohl das Zurückbleiben als auch die Entwicklung ermöglichen. Der homotrope Mensch kann sein Mensch-Sein erst entwickeln, wenn er sich selbst als homotropen Menschen bejaht und damit sich selbst die Chance gibt, seine Lebensmöglichkeiten zu entdecken. Selbstakzeptierung ist wesentlich intentionell: man will aus dem, was man ist, etwas machen, man will jener werden, der man sein könnte. Man weiß um seine Homotropie, um ihre soziale Ächtung, um ihre (damit zusammenhängende) psychische Belastung, um ihre (in ihrer ausgeprägten Form) selten vorkommende Existenzweise. Aus diesem Wissen heraus entdeckt man aber ebenfalls Werte für die Gesellschaft und somit auch für sich selbst¹⁹. Wenn man homotropen Menschen begegnet, wird man nicht selten durch ihre Lebensweise erschüttert, und man wird den Eindruck nicht los, sie seien überdurchschnittlich in ihrem Leben gefährdet. Versucht man, den homotropen Menschen zu verstehen, ihn in seiner Homotropie zu achten, und stärkt man ihn damit in seinem Streben nach einer gewissenhaften, verantwortlichen und wirklichkeitsgemäßen Selbstfindung, so ist die Homotropie in sich selbst für die Menschheit nicht, wie man im allgemeinen annimmt, nur eine unheilvolle Gegebenheit. Die pastoraltheologische Verkündigung, die den Auftrag

hat, an der Freude des Menschen mitzuarbeiten, soll für alle Menschen – die heterotropen und homotropen – das Wort von Paulus konkretisieren: „Jeder soll sein Leben mit den Gaben führen, die Gott ihm verlieh, unter den Bedingungen, unter denen ihn sein Ruf erreichte“ (1 Kor 7,17).

Normal jenseits der Normen

Der homotrope Mensch muß jenseits gewisser Normen leben: der statistischen Norm und jener abstrakten ontologischen Normen, die von der Gesellschaft (noch) als ideal angesehen werden. Der homotrope Mensch kann aber wie jeder andere ethischen Normen entsprechen. Hier nützt allerdings keine abstrakte Ethik. Eine konkrete Ethik (und Sexualethik) wird versuchen, sich dem konkreten Menschen zuzuwenden, ihm gerecht zu werden, ihn nicht einer abstrakten Natur zu überantworten, das Ebenbild Gottes nicht zwangsweise auf ein heterotropes Bild hin zu verpflichten, eine humane Gewissensbildung zu fordern, das einmalige, nie wiederholbare Persönliche, das Anders-Sein dem Gewissen des Einzelmenschen anheim zu stellen. Solche Bedingungen hat man insbesondere auch beim Erstellen einer Ethik der homotropen Lebensgestaltung zu berücksichtigen. Wie diese Ethik im Entwurf für homotrope Menschen innerhalb und außerhalb der Ehe, für Eltern mit homotropen Kindern, für homotrope Menschen, die ledig sind oder sich im kirchlichen Rahmen zum Zölibat verpflichtet haben, aussieht, kann hier nur angedeutet werden²⁰.

Ethik zur homotropen Lebensgestaltung

Ausgangspunkt der Ethik zur homotropen Lebensgestaltung ist: Die einzige und eigentliche humane Konsequenz der Homotropie ist die Homophilie, eine Liebe zwischen Männern oder zwischen Frauen, die sich bemühen, für einander da zu sein, und die diese Verbindung – sexuell und erotisch aktualisiert – zum Ausdruck zu bringen und zu intensivieren versuchen. Der Mensch bleibt aber in der Aktualisierung seiner Homotropie oder Heterotropie auf sexueller und erotischer Ebene stets Mensch, auch dann, wenn er in

²⁰ Vgl. Anm. 2, 47–65, über Homotropie und Ehe; 67–79, über Homotropie und Elternschaft; 81–93, über Homotropie und Zölibat.

¹⁹ Vgl. Anm. 4, 100–103.

seine sexuellen Handlungen und erotischen Spielereien nicht die Fülle seiner Persönlichkeit hineinlegt beziehungsweise dies nicht kann oder dies nicht will. Die flüchtige abendliche Begegnung zwischen zwei homotropen Männern in einem Stadtpark, zwischen zwei lesbischen Frauen in einer Sauna, wo sie einander sexuell befriedigen, ist nicht nur eine bloße Sexangelegenheit oder ein infrahumanes Treiben. Zwischen Menschen wird auch bei flüchtigen Begegnungen nie eine bloße Kopulation vollzogen. Immer findet – wenn auch noch so schwach – eine Kommunikation statt, ist ein Moment der Sympathie anwesend, selbst wenn diese nur oberflächlich ist. Die entscheidenden ethischen Fragen liegen tiefer: ob z. B. einer den anderen nur egoistisch ausnützt, ob er ihn abhängig, unfrei macht, ob er seine menschliche Entwicklung fördert oder hemmt und zerstört.

Der pastorale Dienst am Menschen

Im Bereich des Menschlichen gibt es das Absolute nicht. Man muß das Fragmentarische sehen, um das wahrhaft Menschliche fassen zu können. Der sexuelle Ausdruck zwischen homotropen Menschen muß immer in seiner interpersonalen Bedeutung und in seiner personalen Würde gesehen, beurteilt und bewertet werden. Solange man diese Werte des fragmentarischen Charakters wegen nicht erfaßt, hat man sich von einem Urteil zu enthalten. Sehr oft kann nur die betroffene Person ihre Gesamtsituation, ihre konkrete Natur und ihre Einmaligkeit richtig einschätzen.

Unser Jasagen zu dem, was der homotrope Mensch ist, kann diesem den Mut geben, sich selber anzunehmen. Nur der Mensch, der sich akzeptiert und geliebt weiß, wird zur Liebe aufgefordert. Für eine Gruppe Menschen heißt das: Liebe zu Gleichgeschlechtlichen, mit denen sie ihr „kleines Stückchen Glück“ zu verwirklichen versuchen. Pastorale Verkündigung, priesterliche Diakonia an diesen Menschen heißt: ihnen helfen, daß ihre Neigung zur Liebe wird und damit nicht zerstört, sondern beglückt.

Gregor Siefer

Priester über sich selbst Zur Auswertung der Priesterumfragen in der BRD, in Österreich und der Schweiz. II: Autorität

Eines der überraschendsten Ergebnisse der Priesterbefragungen in den deutschsprachigen Ländern war die Einstellung zur Autorität (Bischof, Ordinariat u. ä.). In dieser ersten Fortsetzung der in Heft 4/1974 (S. 251–266) begonnenen Zusammenfassung werden nicht nur die wichtigsten Ergebnisse, sondern auch einige Konsequenzen aufgezeigt. – Siehe auch die Einführung in den I. Teil (1. Sozialstruktur, 2. Amtsverständnis).

3. Autorität

Obwohl die Frage der Autorität unmittelbar mit der des Amtsverständnisses verknüpft ist – man denke nur an den Begriff der „Amtsautorität“ –, bedarf sie doch einiger spezieller Überlegungen. Zunächst einmal ist nicht sehr erstaunlich, daß die Autoritätskrise, die gerade die traditionell verfestigten Standesberufe, wie Lehrer, Arzt, Richter oder Offizier betroffen hat, auch in der konkreten Lebenswirklichkeit wohl eines jeden Priesters spürbar geworden ist. Mehr noch als die Vertreter der genannten „Profan“berufe steht der Priester – als letztes Glied einer hierarchischen Kette – im Schnittpunkt von genau formulierten Verpflichtungen und nicht minder belastenden Erwartungen, die an ihn, der „aus den Menschen genommen und für die Menschen bestellt ist in ihren Anliegen bei Gott“ (Hebr 5,1), fordernd oder bittend herangetragen werden. Solange die Spannung, einerseits einer Autorität unterworfen zu sein, aber andererseits auch eine Autorität auszuüben, sich einigermaßen im Gleichgewicht hielt, waren die Legitimität priesterlichen Handelns gesichert, die Funktion dieses Berufes (vor allem dem Priester selbst) plausibel, weder Rechte noch Pflichten grundsätzlich in Frage gestellt.

Nachdem nun Veränderungen im Amtsverständnis gerade bei jüngeren Priestern zunehmend an ihrer Zurückhaltung erkennbar werden, etwa in der Predigt „klare Richtlinien für das christliche Leben aufzuzeigen“¹,

¹ Vgl. Teil I dieses Aufsatzes in Diakonia 5 (1974) S. 263.